



KLAUS-DIETER JOHN



„Ich habe  
Gott gesehen“

*Diospi Suyana –  
Hospital  
der Hoffnung*

LIMITIERTE  
JUBILÄUMS-  
EDITION

BRUNNEN

seit 1919





KLAUS-DIETER JOHN



„Ich habe  
Gott gesehen“

*Diospi Suyana –  
Hospital der Hoffnung*

*Von Klaus-Dieter John ebenfalls lieferbar:*

Gott hat uns gesehen  
Diospi Suyana – eine Geschichte geht um die Welt  
© 2015 Brunnen Verlag Gießen  
IBN 978-3-7655-0930-8



1. Auflage Februar 2010
2. Auflage Mai 2010
3. Auflage November 2010
4. Auflage Juli 2011
5. Auflage Februar 2012
6. Auflage Januar 2013
7. Auflage März 2014
8. Auflage Januar 2016
9. Auflage Januar 2017
10. Auflage August 2019

Die 1.–9. Auflagen ist erschienen unter der ISBN 978-3-7655-1757-0.

© 2010 Brunnen Verlag Gießen

[www.brunnen-verlag.de](http://www.brunnen-verlag.de)

Lektorat: Eva-Maria Busch

Umschlaggestaltung: Jonathan Maul

Landkarte: Dr. Lutz Münzer, Marburg

Satz: DTP Brunnen

Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN Buch: 978-3-7655-0685-7

ISBN ebook: 978-3-7655-7053-7



## **Widmung**

*Dir, Tina, denn du hast  
in über dreißig Jahren  
an jeder dieser Seiten  
mitgeschrieben.*



## Inhalt

Am Rande des Todes	9
Eine Schulromanze fürs Leben	11
Sechs Wochen Ghana und zurück	14
Mein „Briefkastenerlebnis“	22
Kreuz und quer durch die USA	28
Schuften bis zum Umfallen	31
Im Reich der Inkas	35
Die Jahre bei Yale	38
Zwischen Messerstich und Kugelhagel	40
Die Weichen werden gestellt	45
Unter der Äquatorsonne	55
Das Startsignal	68
Zehn Menschen entschließen sich zur Tat	73
Peru oder Bolivien	76
Reif für das Guinnessbuch der Rekorde	81
„Indoor-Camping“	84
Ein Marathon durch Deutschland	89
Der große Durchbruch	92
„Mit dem musst du reden!“	96
Die Kaltenbach-Story	98
Beim Europäischen Parlament	102
Rädchen im großen Räderwerk	104
Nägel mit Köpfen	108

Lagerhalle gesucht	112
Ein Fest der Freude	115
Stoßgebete auf der Autobahn	118
Ausreise nach Peru	121
Im Sumpf der Korruption	124
Hindernisse und Sackgassen	127
Erstaunliche Wendung	132
Das Amphitheater	135
Reise durch 12 Bundesstaaten	139
In den Mühlen der Bürokratie	142
Der erste Container	150
Schneeballeffekt	154
Wie in einer belagerten Stadt	160
Die ersten Mitarbeiter treffen ein	163
Das Weihnachtsgeschenk von Siemens	167
Die große Verpackungsaktion	171
Sieben Container auf einen Streich	175
Im Schloss Bellevue	179
So teure Kirchenfenster?	184
Eine verwegene Truppe	192
Panik vor dem Tag X	195
Vorhang auf für Diospi Suyana!	201
Vom Gipfel ins Tal	203
Das Krankenhaus wird (niemals) fertig gebaut	206
Antroferno, Luciana und all die anderen	208
Ein Staatspräsident als Sherlock Holmes	211



Unter Strom	221
Fäkalien	230
Salzburg, São Paulo, Washington	233
Das Hospital Diospi Suyana heute	240
Unsere treuesten Freunde	242
Der Glaube in den Medien	244
Der Draht zu Gott	246
Dank	251
Unser Team	253
Weltweite Aktionen zu Gunsten von Diospi Suyana	256



## Am Rande des Todes

Der Nebel hüllte die Serpentina in ein undurchdringliches Weiß. Vorsichtig manövrierte ich meinen Wagen über endlose Kurven den Pass hinauf.

David Brady und ich hatten in Abancay mit den Beamten der Regionalregierung verhandelt. Unsere Hartnäckigkeit hatte sich wohl gelohnt, denn die Behörde wollte in Kürze mit der Zementierung der Auffahrt zu unserem Missionsspital beginnen.

Gelegentlich flackerten verschwommen die Lichter entgegenkommender Fahrzeuge auf. Leider ließen sich diese gefährlichen Fahrten bei Nacht nicht immer vermeiden. Ich wischte die Windschutzscheibe mit der Hand und warf David neben mir einen vielsagenden Blick zu: „Wir werden bei diesem Wetter bestimmt eine Stunde länger nach Curahuasi brauchen als sonst“, meinte ich missmutig. Die Baumgrenze hatten wir längst unter uns gelassen, in wenigen Minuten würden wir die Passhöhe erreichen.

Die grellen Scheinwerfer näherten sich schnell. Der schemenhafte Umriss eines Lastwagens verließ die Innenkurve vor uns und nahm urplötzlich an Größe zu. Etwas war hier nicht in Ordnung ... Eben hatten uns die Lichtkegel des Wagens passiert, aber etwas Dunkles kam rasend auf uns zu und versperrte uns den Weg. Reflexartig zog ich meinen Allradwagen über die seitliche Begrenzung der Fahrbahn. Ich kannte jeden Meter der Straße und wusste, dass jenseits der Außenspur die Tiefe lauerte.

Der Aufprall mit dem Anhänger war hart. Ich erhielt einen Schlag von der linken Seite. Glassplitter wirbelten durch die Kabine und das Ächzen von Metall drang wie aus der Ferne an meine Ohren. Dann war es wieder still, aber mein Auto rollte geradeaus weiter, in Richtung Böschung. David Brady

saß wie gelähmt neben mir. Unendliche Augenblicke von wenigen Sekunden verstrichen. Schließlich gab David, ohne zu wissen, ob ich überhaupt noch bei Bewusstsein war, die rettende Anweisung: „Klaus, bremsen!“

Mechanisch presste ich meinen rechten Fuß aufs Pedal. Das Fahrzeug kam zum Stehen, haargenau am Rande des Abgrunds. Wir hatten überlebt – und das gleich zweimal unmittelbar hintereinander. Ein etwas anderer Winkel beim Zusammenstoß oder ein Sturz ins Bodenlose hätte zwei Witwen und sechs Halbweisen hinterlassen.

Da standen wir nun an der Unfallstelle. Bei Nacht, im Nieselregen auf 3700 Meter Höhe. Ungläubig starrte ich auf den Haufen Schrott vor mir, dem ich soeben nur mit größter Anstrengung über den Beifahrersitz entstieg war. Nur meine linke Schulter schmerzte und etwas Blut rann meine linke Wange hinunter.

Etwas später dachte ich: Gott hat wohl seine Gründe gehabt, unser Leben am 16. Dezember 2008 zu verschonen. Vielleicht war einer dieser Gründe unser Auftrag, die Geschichte von Diospi Suyana aufzuschreiben.



## Eine Schulromanze fürs Leben

Unruhig rutschte ich auf meinem Stuhl hin und her. Aus den Augenwinkeln schielte ich heimlich zur anderen Seite des Klassenraums: Dort saß *sie*. Wie so oft war sie in ein Gespräch mit ihrer Banknachbarin vertieft. Schon seit sechseinhalb Jahren besuchte sie das Elly-Heuss-Gymnasium in Wiesbaden – genauso lange wie ich –, aber zum ersten Mal nahm ich sie bewusst wahr. Das Kurssystem der Oberstufe hatte die alten Klassenverbände völlig durcheinandergewirbelt. Und plötzlich fand ich mich gleich in sieben Kursen mit diesem attraktiven Mädchen konfrontiert! In der Enge eines Schulraumes von nur 30 Quadratmetern.

Mehr noch als ihre blauen Augen, die mich mit wenigen Blicken ziemlich nervös machen konnten, war es ihre weiche, einfühlsame Stimme, die mich geradezu verzauberte. Mit meinen 17 Jahren hatte ich schon einige Tausend verschiedener Stimmlagen akustisch aufgenommen, aber diese Tonlage war anders. Pure Erotik, leise und verführerisch. Sie drang von meinem Ohr direkt ins Herz. Als Schulsprecher war ich es durchaus gewohnt, das große Wort zu schwingen. Vielleicht hörte ich mich sogar selbst gerne reden. Aber wenn *sie* sprach, verstummte ich und lauschte gebannt, um ja keine Silbe zu verpassen.

Die reizende Dame war ohne Zweifel das pulsierende Zentrum einer großen Mädchenclique. Das hatte ich als aufmerksamer Beobachter schnell festgestellt. Ob sie am Nachmittag das Pferd eines Geschäftsmanns ausritt oder am Abend mit ihren Freundinnen die einschlägigen Diskotheken der Stadt unsicher machte –, es war stets das Gleiche: Alle Freizeitaktivitäten waren spätestens am Ende der 6. Schulstunde mit einigen Mitschülerinnen bis ins Detail abgestimmt. Sie lebte in einer für mich fremden Welt.

Meine Herkunft war der Betrieb eines Familienunternehmens fleißiger Bäckerleute. Von nachts um zwei bis zu den Neunzehnuhr-Nachrichten im Radio arbeiteten meine Eltern unentwegt in der Backstube oder im Laden. Ihr nimmermüder Fleiß entsprang wohl dem Drang von Menschen, die alles verloren hatten, sich und ihren vier Kindern einen Lebensunterhalt zu sichern. Meine Mutter Wanda war eine Vertriebene aus Pommern, mein Vater Rudolf ein entlaufener Kriegsgefangener aus Schlesien. Ihre Herkunft aus dem Osten, das Leid des Krieges und schließlich auch die Liebe hatten die beiden Heimatlosen zu einer echten Schicksalsgemeinschaft zusammengeschweißt. Was sie jedoch am meisten verband, war ihr Glaube an einen persönlichen Gott.

Der Sonntagmorgen spielte sich bei uns stets in den Räumen der Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinde ab. Wir nannten das Gebäude liebevoll „Kapelle“. Die Gottesdienste kamen mir als Junge zwar lang, aber nicht langweilig vor. Obwohl ich mich mehr mit dem bunten Glasfenster in der Decke und den Gesichtern der Anwesenden beschäftigte, als auf das Gesagte zu achten, gruben sich viele Fragmente der Predigten in meine Erinnerung ein.

Spannend fand ich es dagegen, wenn Missionare vorbeikamen und uns mit Lichtbildern Einblick in ihre Arbeit gaben. In Gedanken bestieg ich mit ihnen den Einbaum, um gefährliche Stromschnellen des Amazonas zu bezwingen. Der Landrover, mit dem die meisten Missionare die afrikanische Savanne durchquerten, wurde für mich bald zum Inbegriff meiner „motorisierten“ Ambitionen. Jedes Dia auf der Leinwand roch nach Gefahr, Abenteuer und Exotik.

Am Abend las ich dann im Bett die Geschichten des Dschungeldoktors Paul White. Dieser Allgemeinarzt aus Australien hatte zwei Jahre seiner aktiven Laufbahn in den endlosen Weiten Tansanias verbracht. Als ob er als Arzt nichts Besse-

res zu tun gehabt hätte, schrieb er darüber Abenteuerromane für Kinder und Jugendliche. Der Doktor unter dem Affenbrotbaum wusste sicherlich nicht, was er mit seinen Erlebnisberichten bei mir anrichten würde. Die Buchbände von jeweils 100 Seiten füllten meine Fantasie mit geheimnisvollen Figuren und lebendigen Gestalten aus einem rätselhaften Afrika. Sie alle waren dazu angetan, meine Aufmerksamkeit mehr zu fesseln als der Alltag in Wiesbaden, einer mittleren deutschen Großstadt der Sechzigerjahre.

Schon aus Zeitgründen hatten meine Eltern bewusst auf einen Fernseher verzichtet. Wenn meine Schulkameraden in den Pausen die gängigen Filme besprachen und die Fernsehwitze des Vorabends wiederholten, schwieg ich. Ich hatte ihren Kommentaren zum bunten Geflimmer aus der Tele-Konserve nichts beizusteuern. Doch meine Stunde schlug im Unterricht, wenn der Lehrer von fremden Kulturen, fernen Ländern und ihren Entdeckern erzählte. Diese Welt kannte ich, denn irgendwie fühlte ich mich ihr zugehörig.

Wie von einer unsichtbaren Hand angezogen, ging ich mit diesem weiblichen Wesen langsam auf Tuchfühlung. Dabei kam mir während einem unserer ersten Gespräche die große Erleuchtung. Was das Mädchen mit den blauen Augen mir soeben mitgeteilt hatte, klang geradezu unglaublich. „Ich möchte nach dem Abitur einmal Medizin studieren und dann in einem Land der Dritten Welt arbeiten!“ Bereits in der achten Klasse hatte sie die umfangreichen Seiten eines Schulaufsatzes diesem ziemlich ungewöhnlichen Lebensraum gewidmet.

„Das will ich eigentlich auch“, entgegnete ich betont bei-läufig und betrachtete das hübsche Gesicht neben mir noch genauer als jemals zuvor. Könnte es etwa sein, dass sich unsere Wege nicht zufällig gekreuzt hatten? Würden sich mit diesem Wirbelwind an meiner Seite einmal meine geheimsten

Sehnsüchte erfüllen? Eine leise Ahnung regte sich. Tief in mir kam die Gewissheit auf, dass ich dieses Mädchen einmal heiraten würde. Martina Schenk, eine junge Frau voller Leidenschaft und Energie, und zudem ausgestattet mit der gleichen tiefen Entschlossenheit, die auch mir zu eigen war.

## **Sechs Wochen Ghana und zurück**

Unsere Wege sollten sich seit dem Sommer 1978 nie mehr trennen. Zwar gab es gelegentlich offizielle Unterbrechungen unserer Freundschaft, aber irgendwie steckten wir beide ständig zusammen. Wir leiteten gemeinsam eine Jugendgruppe, gingen in die gleiche Kirchengemeinde, engagierten uns in der Friedensbewegung und teilten sogar denselben Freundeskreis. Und natürlich studierten wir gemeinsam Medizin an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz. In unseren Unterhaltungen ging es oft um unseren zukünftigen Einsatz als Ärzte in einem Entwicklungsland. Das war in keiner Weise etwas Besonderes. Viele Medizinstudenten reden davon, zumindest bis zum Abschluss ihres Studiums. Dann holt die Wirklichkeit sie meistens ein, und es folgen Familiengründung, Facharztzeit und der Kauf eines passenden Hauses. Die Reihenfolge dieser Stationen mag unterschiedlich ausfallen, aber das Endergebnis ist fast immer das Gleiche – man bleibt in seinem Heimatland.

Medizinstudenten müssen einige praktische Arbeitseinsätze an Krankenhäusern nachweisen, die man Famulaturen nennt. Das Hineinschnuppern in die reale Arbeitswelt ist unter Studenten durchaus beliebt und sichert nicht selten die erste Arbeitsstelle nach dem bestandenen Examen.



Dass Martina im Frühjahr 1983 einen solchen Abschnitt ausgerechnet in Ghana verbringen wollte, schockierte nicht nur ihre Eltern. Wahrscheinlich spielte ihr Kontakt zu einem ghanaischen Studenten namens Chris Sackey eine Rolle, den Tina an der Uni kennengelernt hatte. Dieser wuchtige Schwarze hatte sich in Mainz als Wirtschaftsstudent immatrikuliert. Er bezeichnete sich selbstbewusst als Berater der Regierung in Accra, und vermutlich verfügte er wirklich über vielseitige Beziehungen. Chris machte einen durchaus sympathischen Eindruck, wenn er auch etwas undurchsichtig wirkte. Wie wir später feststellten, war er der unumstrittene Chef einer Gang und schmuggelte sogar gelegentlich Gold über die ghanaische Grenze, um sein mageres Gehalt aufzupolstern. In den damaligen innenpolitischen Wirren seines Heimatlandes sah er keinerlei Hindernisse für Tinas Besuch. Auch dann nicht, als zwei Wochen vor Beginn der Reise ein Putschversuch gegen Diktator Jerry Rawlings fehlschlug und der allgemeine Ausnahmezustand verhängt wurde.

Vielleicht erschien Martina ihr Ausbruch in die weite Welt nun doch etwas zu riskant, zumindest alleine. Als sie mich fragte, ob ich mitkommen wolle, willigte ich sofort ein. Wir waren zu diesem Zeitpunkt zwar nicht direkt liiert, aber wohl genau das richtige Duo für ein brenzliges Unternehmen.

Nur noch wenige Tage trennten uns von dem vielleicht ersten großen Abenteuer unseres Lebens. Auf die Empfehlung eines ehemaligen Entwicklungshelfers hin fuhren wir nach Tübingen, um Frau Dr. Marquard einen kurzen Besuch abzustatten. Die katholische Ärztin hatte ein Vierteljahrhundert in Ghana gearbeitet. Sie überreichte uns einige Büchsen mit Antimalariatabletten und bewirtete uns mit Brot und heißem Tee. Zum Abschied las sie einige Verse aus dem 91. Psalm: „Wenn auch tausend fallen zu deiner Seite und zehntausend zu deiner Rechten, so wird es doch dich

nicht treffen!“ Sie hätte keinen besseren Vers für uns auswählen können – denn auch wenn wir uns äußerlich recht furchtlos gaben, tief drinnen war uns in jeder Beziehung mulmig zumute.

Mit der Aeroflot flogen wir über Moskau, Odessa und Tripolis in die ghanaische Hauptstadt Accra. Unsere Rucksäcke hatten wir vorsichtshalber randvoll mit Konservendosen und Hartkäse gefüllt. Die Hungersnot des Landes würde uns also nichts anhaben können, es sei denn, unsere Vorräte würden geraubt.

Etwas zögerlich traten wir aus dem Flugzeug in die schwülheiße Luft der afrikanischen Westküste. Der Blick hinüber zum Flughafengebäude flößte uns ziemliches Unbehagen ein. Wie eine dunkle Wand standen Hunderte von Schwarzen vor uns.

Schritt für Schritt näherten wir uns langsam dem Ausgang des Flughafens und damit der Wirklichkeit eines Landes der sogenannten Dritten Welt. Wir hatten immer vollmundig behauptet, wir würden gerne ein Leben lang für die Armen arbeiten wollen. Nun waren wir ihnen zum ersten Mal recht nahe gekommen. Aber egal, wie unser Experiment ausgehen sollte, sechs Wochen später würde uns der Flieger ja wieder ins sichere Deutschland befördern.

„Hey, hier bin ich!“, rief ein groß gewachsener Mann aus der unübersichtlichen Menschenmenge heraus. Chris Sackey hatte Wort gehalten und war tatsächlich am Flughafen erschienen, um uns abzuholen. Martinas Brief hatte zwar das zentrale Postgebäude Accras niemals verlassen, aber irgendwie hatte er die Nachricht mit den Daten unserer Ankunft rechtzeitig aus einem Postsack herausgefischt.

Dass Afrika anders war als Deutschland, bemerkten wir spätestens beim Versuch, die Toilette des Flughafens zu be-

nutzen. Bis zum obersten Rand schwappte in allen Schüsseln der übelriechende Kotbrei. Der Ekel hätte uns womöglich eine chronische Verstopfung beschert, doch zwei Tage später setzte bei uns ein hartnäckiger Durchfall ein, den wir bis zur Heimreise nicht mehr loswurden.

Würde sich unsere berufliche Zukunft einmal in Afrika abspielen? Entgeistert blickten wir auf die kilometerlangen Autoschlangen vor den Tankstellen. Es gab kein Benzin und die Besitzer hatten in der Hoffnung auf bessere Zeiten ihre Fahrzeuge einfach in endlosen Reihen abgestellt. Wohin wir schauten, sahen wir Bettler und verkrüppelte Kinder am Boden. An einer Straßensperre zwang ein Soldat einen alten Mann mit vorgehaltener Waffe auf die Knie. Erleichtert holten wir tief Luft, als der Knall ausblieb.

Im Wohnzimmer der ghanaischen Familie Yeboah gab es allabendlich viel Gesprächsstoff. Über abenteuerliche Wege waren wir in Kumasi, der Hauptstadt der stolzen Ashantis, gelandet. Monika Yeboah, eine Frankfurterin, lebte hier mit ihrem ghanaischen Mann und sechs ihrer acht Kinder. Also stellten wir ihr all unsere Fragen: Warum sahen wir so viele Männer, die sich im Schatten der Bäume dem Würfelspiel hingaben, während ihre Frauen auf den Feldern hart arbeiten mussten? Warum hatten die meisten Männer, die wir trafen, Nebenfrauen und Geliebte? Eine übliche Praxis, unter der die Frauen offensichtlich sehr litten.

Wer sich nicht vorsieht, tappt in Afrika schnell in die Falle des Rassismus. Selbst langjährige Entwicklungshelfer und Missionare beschrieben uns die afrikanische Seele als schier unergründlich. Nachdenklich lutschten Martina und ich an den aufgeschnittenen Apfelsinen und grübelten stundenlang über Afrika und seine Menschen nach. Wir fragten uns etwas ratlos, ob wir in einer solchen Gesellschaft jemals heimisch werden könnten. Es war für uns schwierig genug, den einen

Ghanaer von dem anderen zu unterscheiden. Aber noch schwerer fiel es uns, ihr Wesen zu verstehen.

Das Wenige, was wir bisher von Afrika gesehen hatten, kam uns dunkel und bedrohlich vor. Mag sein, dass die Hautfarbe der Menschen eine Rolle spielte. Aber sogar die Stadt Kumasi hüllte sich in der Nacht in tiefe Schwärze. Es brannten weder Straßenlaternen noch sah man das Leuchten irgendwelcher Reklameschilder. In der Tat wirkte die Stadt von immerhin 300 000 Einwohnern auf uns wenig einladend. Auf nächtliche Stadtrundgänge verzichteten wir gerne, ohnehin durfte ab 18 Uhr niemand ohne triftigen Grund auf der Straße angetroffen werden. Und nach unseren ersten Erfahrungen mit den Militärs waren wir auf weitere Erlebnisse mit Bewaffneten keinesfalls erpicht.

An einem Nachmittag wurden wir dann fast Opfer unserer eigenen schlechten Zeiteinteilung. Mit Monika hatten wir eine befreundete amerikanische Familie besucht. Als wir die langen Schatten der Sonne bemerkten, war es schon zu spät. Wir würden niemals die Militärkontrolle vor Beginn der Ausgangssperre passieren können. Monika blieb erstaunlich gelassen. Gemeinsam beteten wir um Gottes Schutz. Als wir uns dem Stacheldrahtverhau der Sicherheitskräfte näherten, setzte plötzlich ein tropischer Platzregen ein und alle Soldaten verschwanden fluchtartig von der Straße. Unbehellig setzten wir unsere Fahrt fort und erreichten wohlbehalten das Haus der Familie Yeboah. Gebetserhörungen dieser Art waren für uns neu und der Zweifel nagte, ob es sich bei diesem Regenschauer nicht bloß um einen unwahrscheinlichen Zufall gehandelt haben könnte ... eben launisches Wetter zum rechten Zeitpunkt.

In jeder Beziehung entwickelten sich die Wochen in Ghana zu einer für uns eindrucklichen Lebenserfahrung. Beim großen staatlichen Komfo Anokye Krankenhaus in Kumasi

mangelte es offensichtlich an Sauberkeit und guter Organisation. Kaum hatten wir seine Gänge betreten, nahmen wir die merkwürdigsten Gerüche wahr. Und schon bald machte man uns auf eines der grundlegenden Probleme der Einrichtung aufmerksam: die Rattenplage.

Monika Yeboah vermittelte uns fürsorglich ein zweiwöchiges Praktikum auf einer kleinen Missionsstation am Lake Bosumtwi. Wer hier aus dem Geländewagen ausstieg, war wirklich im Herzen Afrikas angekommen. Wellige Hügel umsäumten den See, den ein tüchtiger Wanderer in einem strammen Tagesmarsch umrunden konnte. An seinen Ufern lagen verträumte Dörfer mit strohgedeckten Rundhütten. Wenn die Abendsonne den Himmel in warme Rottöne tauchte und der Wind das dumpfe Dröhnen der Trommeln über den See trug, fühlte man sich in die Zeit eines Livingstone zurückversetzt. Das Afrika der Kinderbücher war an diesem idyllischen Ort zum Leben erwacht. Hier ließ es sich in Frieden leben, wäre da nicht das ständige Zirpen und Brummen der Insekten gewesen, die an die latente Malariagefahr erinnerten. Sie gab den Ghanaern Anlass zu großer Besorgnis.

Die Gesundheitsstation wurde von Margery, einer methodistischen Krankenschwester aus England, geleitet. Sie selbst und ihre vier ghanaischen Hilfsschwestern behandelten an einem normalen Tag 50 bis 80 Patienten. Sie war in jeder Hinsicht ein Schwergewicht und durch nichts zu erschüttern. Als Tina erstmals an Malaria erkrankte, blieb sie ganz ruhig und verordnete mit stoischer Gelassenheit die Medikamente, auf die es in der Region noch keine Resistenzen gab. Und Tinas rotglühender Kopf nahm bald wieder seine normale Farbe an.

Da kein gutes Labor vorhanden war, bestand die medizinische Behandlung meistens aus Blickdiagnose und Tabletten. Nicht viel höher war der Standard an einem Kinderkranken-

haus in Khumasi. Der indische Arzt Dr. Hunter untersuchte am Morgen bis zu 200 kleine Patienten. Seine gespreizte linke Hand griff rasch auf den Bauch des Kindes, wobei er mit den Fingern die Leber und mit dem Daumen gleichzeitig die Milz abtastete. So blieb ihm noch die rechte Hand, um einige formelhafte Bemerkungen in die Krankenakte zu schreiben.

Als wir zur Mittagszeit bei ihm aufkreuzten, informierte er uns über seine Aktivitäten am Nachmittag. „Jetzt muss ich mich um Papier, Bleistifte, Benzin und Essen kümmern“, sagte er. „Wer das nicht selbst organisiert, geht leer aus!“

Unsere Erfahrungen an den verschiedenen medizinischen Einrichtungen der Gegend machten uns eines schnell deutlich. Es fehlte dort im Land an fast allem, was in Deutschland als selbstverständlich gilt. Der medizinische Standard war erschreckend niedrig. Machte es überhaupt Sinn, sich in Mainz sechs lange Jahre mit Zehntausenden von Seiten an Theorie zu beschäftigen, wenn ein Großteil des Gelernten in Afrika niemals zum Einsatz kommen würde? Am meisten irritierte uns aber die Unmenschlichkeit der afrikanischen Gesellschaft, die wir auch im Krankenhausalltag beobachteten. Wenn der Patient in den staatlichen Häusern nicht bezahlte, wurde er nicht behandelt. Im Klartext bedeutete dies: Blättere dem Chirurgen die Geldscheine auf den Tisch, oder du kannst dich um deinen vereiterten Blinddarm selbst kümmern.

Martina und ich zogen eine Zwischenbilanz. Erstens: Die drei Missionskrankenhäuser, die wir besucht hatten, funktionierten bei allen Mängeln wesentlich besser als staatliche Kliniken. Zweitens: Christliche Nächstenliebe ist kein Schlagwort. Sie steht für die liebevolle Hinwendung des Arztes zum Patienten und war genau das, was hier an vielen Orten offensichtlich fehlte. Unter dem Strich erschien uns der Gedanke, einmal langfristig in Ghana oder einem ähnlichen Land zu arbeiten, wenig attraktiv.

Wir fragten uns, ob wir unsere Pläne, künftig ein Leben als Missionsärzte zu verbringen, nicht doch lieber über Bord werfen sollten. Doch es kam ganz anders. Wir trafen Professor Perry. Unsere Begegnung mit dem hageren und ernstesten Arzt aus England verschaffte uns genau den positiven Impuls, den wir uns von unserer Famulatur in Ghana erhofft hatten.

Nicht dass er unsere Bedenken durch schlaue Argumente zerstreute oder uns aufmunternd auf die Schultern klopfte. Nichts dergleichen. Er sprach überhaupt eher wenig. Trotzdem verkörperte er ein hoffnungsvolles Signal in einem Umfeld der Ungerechtigkeit. Eine vielversprechende Karriere hatte er zum Leidwesen seiner Familie in England aufgegeben, um als Arzt beim Aufbau des ghanaischen Gesundheitssystems zu helfen. Wo immer er auftauchte, war sein guter Leumund ihm längst vorausgeeilt. „Er teilt sogar seine letzte Scheibe Brot mit seinem Gärtner!“, flüsterten die einen. „Er ist ein Vorbild von Kopf bis Fuß!“, raunten die anderen.

Kurz vor Ende unseres Aufenthaltes in Ghana verbrachten wir eine Nacht in seinem Haus. Bevor uns die Müdigkeit übermannte, hörten wir ihn im Untergeschoss leise singen. Es waren keine Schlager aus dem Radio, sondern Psalmen aus der Bibel. Dieser Mann hatte sich von seinen eigenen ungelösten Fragen nicht entmutigen lassen. Seine Kraft holte er sich vielmehr aus seinem Glauben an Gott. Ein Glaube, der nicht von momentanen Gefühlsschwankungen oder sich verändernden Situationen abhängig zu sein schien. Professor Perrys Leben wurde für uns zu einer überzeugenden Botschaft und er selbst zu einem unserer wichtigsten Vorbilder.